



9. Im Dienste der Kunst: Der Berufsstolz der Namenlosen

Idealtypisch zugespitzt zeichnet sich der Habitus des Art Fabricator durch die Kombination von enormen Einsatz bei der Erzeugung symbolischer Güter sowie einer relativ bescheidenen Entlohnung im Vergleich zu den oft exorbitanten Marktpreisen, die diese Erzeugnisse Dritten einbringen, aus. Unsere GesprächspartnerInnen wirken auf der Hinterbühne der Kunst und sind aufgrund vertraglicher Vereinbarungen oder auch schlicht durch die ungeschriebenen Gesetze ihres Metiers verpflichtet, im Schatten zu bleiben. Trotzdem zeichnen sie sich, wie zu sehen war, durch ein ausgesprochen hohes Maß an Berufszufriedenheit und positiver Identifikation mit ihrer Tätigkeit aus. Hierzu trägt nicht zuletzt der besondere Handwerkerstolz bei, dem wir bei vielen unserer Gesprächspartner begegneten. So berichtet uns ein Kunstgießer, dass

»... jeder auch mit seinem eigenen Handwerkerstolz herangeht. Ich hab auch einen, ich bin auch Handwerker, ich habe mal Zimmermann gelernt und danach Architektur studiert und ... ich hab absolut meinen Handwerkerstolz und ich würde mir in den Arsch beißen, vor allem für jemand anderen etwas abzugeben, hinter dem ich nicht stehen kann. Das ist wichtig, dass man auch einen eigenen Stolz und eine Freude bei dem hat, was man macht und dass man etwas Gutes abgeben will, das ja. Das muss man immer wieder neu ausloten. Und dann ist es natürlich auch wichtig, die Projekte, die man gemacht hat, die man abschließt, auch nochmal zu reflektieren und immer wieder auch neu

zu bewerten und sich immer wieder für das nächste Projekt die Erfahrung heranzuziehen ...«

Dieser berufliche Stolz gewinnt aber angesichts der Besonderheiten ihrer Aufträge, dem außeralltäglichen Status der geschaffenen Güter und den dafür erforderlichen Kompetenzen nochmals eine ganz eigene Qualität. Auf die Frage, was für sie denn Erfolg beinhalte, antwortet uns eine in der Administration tätige Mitarbeiterin einer Kunstmanufaktur:

»Natürlich ist es toll, für große und namhafte Künstler und Künstlerinnen zu arbeiten. Aber das bedeutet nicht unbedingt gleich Erfolg. Also natürlich gibt es Wünsche und Vorstellungen und Perspektiven oder Visionen, für den wollen wir unbedingt noch arbeiten, oder für die, das ist super. Aber Erfolg in der Hinsicht bedeutet nicht unbedingt finanzielle, also nicht unbedingt finanzieller Reichtum oder dass man da – weiß auch nicht [...] Oder vielleicht Erfolg, natürlich bedeutet das, wir brauchen das Geld, damit die Firma läuft. Also man braucht einen gewissen Betrag, dass man das am Laufen halten kann. Aber ich glaube, das ist einfach Mittel zum Zweck, sozusagen. Erfolg würde ich jetzt anders definieren, hier drinnen, nicht über das Geld, das hereinkommt, sondern über die Arbeit. Oder auch spannende Arbeiten machen zu können [...] Interessante, komplexe Projekte realisieren zu dürfen, ist eigentlich auch schon Teil davon. Aber ich glaube, die Frage würden alle anders beantworten! (lacht)«

In dieser Beschreibung kommt gut zum Ausdruck, welche besondere Befriedigung man aus einer Tätigkeit im Bereich der Art Fabrication schöpfen kann. Betont wird mit Nachdruck, dass das Finanzielle hier nur von sekundärer Bedeutung sei, und dass es einen spezifischen Berufsstolz hinsichtlich der aktiven Beteiligung an der Hervorbringung von Kunstwerken gäbe. Allerdings wird darauf hingewiesen, dass es einem die eigene Rolle im Feld der Kunst versagt, hier allzu selbstbewusst aufzutreten: Wie weiter oben zu hören war, kann es »nur einen

Künstler geben«! Dennoch fällt auch für die Akteure im Hintergrund ein wenig vom Glanz des fertigen Kunstwerks ab; wie schon erwähnt sind diese für die breite Öffentlichkeit namenlosen Kunst-ProduzentInnen für die InsiderInnen der Kunstwelt durchaus identifizierbar und erhalten hier ihren Anteil an Anerkennung. Hierzu stellt ein Kunstgießer fest:

»Ich glaube nicht, dass wir da unter dem Scheffel sind. Es gibt dann ja auch berühmte Gießereien und berühmte Drucker.«

In dieser Hinsicht ist die Präsenz bei Vernissagen für den Betrieb und seine Außenwirkung, wie auch künftige Marktchancen, von großer Bedeutung, denn der hier gefeierte Erfolg des Werks ist der sichtbare Leistungsnachweis der Kunst-DienstleisterInnen. Aber auch hier begegnen wir wieder einer bereits angesprochenen Ambivalenz im Selbstverhältnis, wenn etwa eine Kunstgießerin in Sachen Berufsstolz feststellt:

»Das ist ein Handwerk wie jedes andere auch ... oder verschiedene Handwerke. Ich glaube schon, dass wir ein bisschen mehr dürften, also, wir sind ja schon ein bisschen stolz. Und ich glaube, wir dürfen auch ein bisschen stolz sein und das dürfen wir, glaube ich, auch ein bisschen, nicht gerade mehr präsentieren, aber so, ja. Aber ich glaube, wenn man länger mit unseren Leuten redet, dann spürt man das schon.«

Die berufsspezifische Losung scheint zu sein, Stolz zu empfinden, aber sich nicht allzu demonstrativ und selbstbewusst zu zeigen, sich seiner eigenen Rolle bei der Schaffung von Kunst bewusst zu sein, aber nicht dem Künstler den Rang streitig machen.

Wie schon ausgeführt, berichten uns manche der Befragten von der Erfahrung, als VertreterInnen der Produktionsstätte beim Besuch von Vernissagen regelmäßig auch positive Rückmeldungen mit nach

Hause zu nehmen. So heißt es etwa seitens einer Mitarbeiterin betreffend der Berichterstattung über die produzierten Arbeiten:

»Ja. Das macht schon auch Freude. Ich sehe das weniger ich-bezogen sondern mehr so vom Unternehmen her, auch wenn ich vielleicht ein bisschen die gewesen bin, die am meisten damit zu tun gehabt hat. Aber das ist sekundär. Das ist, ich bin gerne an einer Eröffnung, wo wir etwas gemacht haben, weil es für die Künstler auch, finde ich, das hat mit Respekt zu tun. Das ist der Abschluss einer Geschichte und das ist dann der Moment, wo es die Intimität, die es hier auch häufig hat, verlässt und öffentlich wird.«

Und gleich folgt dann auch wieder eine für die berufsspezifische Zurückhaltung kennzeichnende Selbstbescheidung:

»Wir zeigen uns da also, wir zeigen uns. Das tönt so, als wären wir wahnsinnig bedeutend (lacht)«.

Ein anderer Mitarbeiter erinnert sich an eine Vernissage, wo er für sich dachte:

»Das haben wir gemacht. Das funktioniert. Und das sieht jetzt schon noch klein aus hier. Oder groß. Oder mit dem Licht, oder so, und dann redet man mit dem Kunden: ›Bist du zufrieden?‹ So. Das machen wir schon. Und das ist auch noch schön.«

Überhaupt ist es für viele unserer Befragten eine Quelle der Befriedigung, dem fertigen Produkt außerhalb der Werkhallen an einer Ausstellung oder im öffentlichen Raum wieder zu begegnen. Dazu heißt es z.B.: »Ja, das ist dann schon cool. wenn man das bei so einer Ausstellung sieht.«, oder:

»Und was wir natürlich gerne machen, ist, wenn wir für eine Vernissage oder Ausstellung etwas machen, schauen wir, wie das aussieht in dem Kontext. [...] Dann sieht man: Ah, cool.«

Von der Seite eines Mitglieds des Leitungsteams einer Gießerei berichtet man uns:

»Also, für mich ist es dann wirklich mehr: Ist das ein spannendes Projekt? Ob das dann letztendlich in der Industrie, oder der Kunst oder bei einem Privaten landet, ist mir dann eigentlich so ein bisschen wie egal. Also nein, das ist falsch gesagt: Klar, wenn ich nachher irgendwie an einem schönen Kunstwerk mitarbeiten kann und das noch an einem schönen Platz ausgestellt wird und man das ständig sieht und vielleicht für einen gewissen Namen gearbeitet hat, hat das schon eine gewisse Bedeutung und ist auch etwas anderes, als wenn das irgendwo in der Fabrik verschwindet oder bei jemandem daheim. Das ist schon ein gewisser Ansporn, aber grundsätzlich, wenn das eine sehr spannende Arbeit ist, muss das jetzt von mir aus gesehen nicht unbedingt ein Künstler sein.«

In diesem Fall wird das Gelingen eines anspruchsvollen Projektes, gleichgültig für welchen Auftraggeber und unabhängig von seinem Status, als wichtigste Basis des Berufsstolzes angesehen, jedoch dann unterschieden zwischen konventionellen Gebrauchsgütern und »schönen Kunstwerken«, die öffentlich zu sehen sind und mit einem bestimmten Namen verknüpft sind. Anders gesagt geht es hier wohl um die spezifische Aura von Kunst, ihre gegenüber den Alltagsdingen erhabenen Status, der die Beteiligung an ihrer Hervorbringung womöglich doch zu etwas Besonderem macht. In diesem Zusammenhang fiel des Öfteren das Wort »cool«, in dem sich die Idee einer besonderen Aura auf einen lässigen Nenner bringen lässt. So heißt es etwa bei einem anderen Interviewpartner:

»... und ich glaube das ist auch cool, dass sich immer etwas Neues tut, du hast immer mit neuen Leuten zu tun, es ist nicht einfach nur, wenn du Kleider verkaufst oder so irgendetwas, da hast du ja auch immer wieder mit neuen Leuten zu tun, aber die wollen ja immer wieder das gleiche, die wollen Kleider kaufen oder so. Und in dem Umfeld von der Kunstproduktion hast du immer wieder neue, die Kunst ist ja innovativ per se. Also ein Künstler kann ja nicht das machen, was ein anderer bereits gemacht hat ...«

Anders gesagt wird der Umstand, dass man als Art Fabricator an der Erzeugung singulärer Güter teilhat, zu einer Quelle der Befriedigung und hebt diese Tätigkeit von konventionell-repetitiven ab.

Die für Art Fabricator kennzeichnende Mischung von Berufs- bzw. besser Werkstolz auf der einen und Selbstbescheidung im Hinblick auf die eigene Rolle in der Kunstwelt kommt in der Erzählung einer Kunstgießerin besonders prägnant zum Ausdruck, die über eine besonders mondäne Ausstellung berichtet, bei der ein von ihr maßgeblich mitverantwortetes Werk gezeigt wird:

»... und es ist so ein Glamour und ... alles was an dieser Vernissage an Menschen anwesend ist, hat wahrscheinlich ein Konto wie ... keine Ahnung. Und die Kunst, die dort herumsteht, ist nicht zu ermessen, mit wie vielen Millionen der Versicherungswert geschätzt wird. Und dann ist für mich das Einzige: »Ok, mein Werk steht da und es ist gut. Und der Rest ist aber auch...« ... Mich interessiert es eigentlich auch gar nicht, dieser Handel. Also ich will das ja gar nicht, ich will nicht Sammler werden. Also da du weißt ja gar nicht mehr, wohin mit deinem Geld.«

Das »Einzige«, was hier für die Kunstproduzentin zählt ist das Werk, das sie verräterischerweise als »mein Werk« bezeichnet, während sie für den umgebenden Glamour unempfindlich bleibt. Vielleicht ist der dabei empfundene Stolz umso »reiner«, als es für sie im Gegensatz zur typischen Vernissage-Show nur um das eigene Schaffen geht, und

nicht um die Instrumentalisierung der Kunst als Mittel der Selbstinszenierung und sozialen Distinktion.

Trotz der oft geäußerten kritischen Haltung gegenüber diesem Kunstkommerz und seinen unglaublichen Auswüchsen scheint dies dem Berufsstolz der Akteure auf der Hinterbühne keinen Abbruch zu tun, ganz im Gegenteil sogar, wie uns ein Kunstgießer auf die Frage: »Also das heißt, man ist eher stolz je teurer das es verkauft wird. Oder es gibt eher eine andere Seite wie Frustration, wir hatten ein so kleines Budget und andererseits ist es teuer verkauft worden«, antwortet:

**»Nein, Frust eigentlich nicht –
man ist glaub ich eher stolz.«**

Die wichtigste Quelle ihres Berufsstolzes scheint für die befragten Art Fabricator jedoch, wie schon festgestellt, im Gelingen ihrer Arbeit und der Zufriedenheit der Auftraggeber zu liegen. Der unsere Art Fabricator kennzeichnende Berufsstolz äußert sich auch in einem ausgeprägten Perfektionismus, der oft auch zur Quelle von Frustrationen werden kann, wenn z.B. die ausgegebene Maxime lautet, so schnell und ökonomisch wie möglich zu arbeiten. Ein Kunstgießer schildert mit folgenden Worten die für seinen Berufsstolz ausschlaggebenden Kriterien:

»Ja, das sind für mich eigentlich so ein bisschen drei Punkte. Das eine ist natürlich rein finanziell, dass man nicht über die Finanzen herausgeschossen hat. Das ist mal ein wichtiger Punkt. Fast noch wichtiger ist, dass es gut ankommt und dass der Auftraggeber Freude hat. [...] Das ist ein sehr großer Punkt. Und bei mir kommt dann oftmals noch der Punkt, dass ich selber mit dem, was ich mache, zufrieden sein will. Und das ist manchmal so ein bisschen schwierig. Ja, weil grundsätzlich, wenn jemand nicht mehr verlangt, muss man es auch nicht besser machen. Und dann muss man so seine eigene Meinung dazu ein bisschen wegstellen. Und trotzdem soll man es so gut wie möglich machen. Aber

ich habe jetzt auch schon Projekte gehabt, die ich dann rausgegeben habe, und die Künstler hatten Freude, ich selber war nicht so zufrieden und habe mir gedacht: Das hätte man schöner lackieren können und hier ist etwas, wo ich nicht so zufrieden bin und ja, es war dann aber doch jedes Mal so, dass die Künstler Freude hatten und sich bedankt haben. Und dann ist es für mich so ein bisschen abgeschlossen. Und ja, das ist dann mehr so ein persönliches Ding.«

Auch hier zeigt sich, dass die Messlatte im Hinblick auf Qualität oft sehr hoch angelegt wird: jenseits der Verpflichtung, die Erwartungen des Auftraggebers zu befriedigen, geht es immer auch um die eigene handwerkliche Perfektion. Damit zusammen hängt wohl auch der Umstand, dass dieser Befragte in einem Betrieb arbeitet, der im Vergleich mit der internationalen Konkurrenz aufgrund des höheren Lohnniveaus als besonders teuer gilt. Aber auch hieraus lässt sich ein gewisser beruflicher Stolz gewinnen, wie eine Mitarbeiterin es formulierte:

»Das ist vielleicht unser Stolz, unser Qualitätsdenken oder die Quintessenz unseres Namens, dass wir den Ruf haben, dass wir teuer sind.«

Individuelle Freiräume und kollektive Praxis

Ein Leitmotiv vieler der geführten Interviews war das fast durchgängig betonte ausgesprochen hohe Niveau der Berufszufriedenheit und Identifikation mit dem Unternehmen und den Arbeitsbedingungen. Oft wurde zwar auf die im Vergleich zu anderen ArbeitnehmerInnen mit vergleichbaren beruflichen Qualifikationen geringeren Einkommen hingewiesen, dieser Nachteil dann aber sofort unter Verweis auf die besondere Qualität der eigenen Tätigkeit relativiert. Ein Kunstgießer sagt zu uns:

»Dafür hast du hier eine coole Arbeit und deine Selbständigkeit. Dafür musst du in Kauf nehmen, dass ...«

Und auch eine Kollegin des gleichen Betriebs sieht das so:

»Also ich könnte locker mehr verdienen, aber das Geld-Verdienen ist ja nur ein Teil vom, also ist glaub ich nur ein weniger wichtiger Teil an der Arbeit. Es muss einem ja, also man muss ja Spaß dran haben. Ja klar braucht es ein wenig Geld, dass man Frau und die Kinder [...] da muss man ja schon auch ... aber das geht ja, also verdient man ja schon auch genug da.«

Schließlich ein ausgebildeter Schreiner:

»... der Lohn ist für mich sowieso wie eher untergeordnet. Ich will eine Arbeit einfach gerne machen. Also wenn ich super viel verdiene, aber die Arbeit gibt mir nichts, dann mache ich sie nicht. Also was soll denn das. Das macht für mich keinen Sinn, darum gehe ich lieber einen tieferen Lohn ein und habe dafür eine Arbeit, die mir Spaß macht und auch etwas zurückgibt. Das ist mir einfach sehr wichtig.«

Durchgängig durch alle geführten Interviews wurde die Qualität interessanter und weitgehend autonomer Tätigkeit höher eingeschätzt als die materielle Seite des Lohns. Zu diesen hochgeschätzten Qualitäten ihrer Berufspraxis zählt zunächst der große Spielraum für autonomes Schaffen und der geringe Grad an hierarchischen Beziehungen, von einem Kunstgießer folgendermaßen auf den Punkt gebracht:

»Und es ist wirklich auch so beim Arbeiten merkst du, du kannst dir deine Sachen selber einplanen und einteilen, und wie willst du jetzt dieses Detail lösen [...] also du bist extrem frei. Du musst dadurch sehr viel bringen, aber dafür hast du diese Freiheit und es redet dir keiner rein.«

Die hohe Wertschätzung für individuelle Freiheitsräume beim Arbeiten wird von einem Kollegen folgendermaßen auf den Punkt gebracht:

»Also ich bin jetzt extrem auf das Handwerk aus, da hat es bestimmt auch noch ein paar andere, die das auf die Spitze treiben wollen, und die interessiert sind an Materialien. Und vom Typus her, ja ich glaube es sind, alle sind daran interessiert, dass sie ihr eigenes Ding machen können und dass sie ihre Freiheit haben und dass sie sich da irgendwie einbringen können. Das ist sehr wichtig, dass man irgendwie auch merkt, dass man nicht gebremst wird. Weil in vielen Firmen hast du irgendwie deinen Job, und du musst deinen Job machen, so wie er verlangt wird. Und hier ist es alles im Fluss. Es ist immer in Bewegung, du kannst es mal ein bisschen so machen und mal ein bisschen so. Und ich glaube, das zieht schon sehr viele Leute an.«

Bei solchen Aussagen fällt immer wieder auf, wie sehr die eigene berufliche Tätigkeit von konventioneller Erwerbsarbeit unterschieden wird. Sie ist für die Befragten mehr als nur ein Job mit Abhängigkeiten von Weisungsbefugten und mechanisch zu erfüllenden Dienstansweisungen. Die Produktion singulärer Güter bringt ständig neue Anforderungen und eine hohe Flexibilität beim Einsatz in immer neuen Konfigurationen arbeitsteiliger Prozesse mit sich. Das wird geschätzt, kann aber auch Belastungen und Frustrationen mit sich bringen, wenn der eigene Wunsch nach bestmöglicher Fertigstellung eines Werks mit betriebswirtschaftlichen Rationalitäten beim Zeitmanagement und der Einhaltung von Kostenvoranschlägen kollidiert. Auf unsere Frage: »Was macht Dir hier am meisten Freude an der Arbeit?« berichtet eine Kunstgießerin:

»Irgendwie neue Sachen entwickeln. Weil jedes Produkt ist wieder neu. Man braucht wieder neue Ideen und muss herausfinden, wie es am besten geht. Man muss immer wieder mit neuen Materialien arbeiten. Das habe ich schon gern.«

Und auf unsere Nachfrage, was ihr weniger Freude mache:

»... wenn es so ein Projekt ist, wo man eigentlich keine Zeit hat. Wenn man Druck hat, es aber trotzdem gut sein muss. Man muss das richtige Mas finden. Ich habe oft damit Mühe, dass ich es eigentlich gut machen möchte, aber wir keine Stunden haben. Man muss dann so einen Zwischenweg machen und das scheißt mich manchmal an, wenn man nicht das Beste daraus machen kann. Ja.«

Hier kommt nochmals der bereits thematisierte Zielkonflikt einer beruflichen Tätigkeit mit hybridem Charakter zum Ausdruck. Einerseits teilt man ein für die Kunst kennzeichnendes Ethos des »L'Art pour l'Art«, andererseits sieht man die durch betriebswirtschaftliche Zwänge gesetzten Notwendigkeiten, denen man sich wohl oder übel beugen muss. Auch hier setzt das ökonomische Realitätsprinzip dem kunstaffinen Lustprinzip Grenzen und erfordert es, die »Kür« gegenüber der »Pflicht« hintan zu stellen.

Betreffend der angesprochenen Problematik relativ niedriger Löhne bestand bei vielen der Befragten Verständnis für die betriebswirtschaftlichen Gründe – insbesondere die internationale Konkurrenz durch Manufakturen aus Billiglohnländern. So hören wir stellvertretend für viele andere seitens eines Kunstgießers:

»... dass du ein bisschen weniger verdienst. Das ist irgendwie so, das ist halt der Kompromiss, den du eingehen musst. Es ist so ein Geben und Nehmen. Und dadurch, dass man auch wirklich die ganzen Finanzen, dass du da irgendwie den Einblick hast und siehst, ja es geht gar nicht anders. Dann ist auch ein gewisses Verständnis da.«

Neben dem hohen Maß an Autonomie scheint der abwechslungsreiche Charakter der Arbeit unseren Befragten besonders wichtig zu sein. Man erzählt uns z.B.:

»... aber es ist halt so abwechslungsreich und man kommt eigentlich nie so in einen Trott rein wie bei anderen Sachen ...«

Oder:

»Ich habe eigentlich mit einer Arbeit zu tun von einem Künstler, ich komme nie am Morgen herein und denke mir: ›Da stehen wieder die gleichen Figuren da‹, sondern man entdeckt immer wieder etwas Neues.«

Als sehr befriedigend wird auch der kollektive Charakter der Kunst-Produktion geschätzt, bei dem es immer wieder zu neuen arbeitsteiligen Prozessen und Kooperationen zwischen unterschiedlichen Branchen kommt. So heißt es etwa:

»Und ja, beim Schaffen ist es von Vorteil und spannend, dass es immer wieder andere Arbeit gibt, viel Abwechslung, auch – je nachdem – mit den Leuten, mit denen du direkt zusammenarbeitest. Das wechselt auch immer wieder. Das ist spannend ... «

Oder seitens eines anderen Art Fabricators:

»Manchmal habe ich auch gern, wenn ich einfach arbeiten kann und weiß, was geht und dass es klappt. Aber manchmal habe ich auch gern, wenn man etwas herausfinden muss und etwas neu und unsicher ist. Da ist es cool, wenn man im Team arbeiten kann und sich austauschen kann.«

Überhaupt scheint die berufliche Praxis in den besuchten Manufakturen eine besonders intensive Erfahrung »organischer Solidarität« (Durkheim) zu ermöglichen. Eine Kunstgießerin erklärt uns:

»Also, das mache ich auch nicht alleine. Ich merke auch eigentlich praktisch bei jedem Projekt, ob ich wahnsinnig angewiesen bin auf

alle unsere Mitarbeiter. Also, auf das Knowhow von jedem und das finde ich auch das Coole dran. Also, dass wirklich ... ich alleine bringe nicht so viel zu Stande, außer das ist eben so etwas Kleines, Überschaubares. Aber wenn das nur schon im Kunstgussprozess ist, sieht man das eigentlich recht gut: Du musst zuerst einen Abdruck machen, dann machst du einen Wachs, dann wird das gegossen und so weiter und so fort. Das sind ganz viele Arbeitsschritte, wo ich selber jetzt in einem Arbeitsschritt nicht so die Erfahrung habe und dann einfach jemanden brauche, der das macht, der weiß, von der Pike auf, wie das geht. Und das ist halt das Schöne daran. Wirklich etwas zu machen, wo es jeden braucht, wo es das Fachwissen von jedem oder die Erfahrung von jedem braucht.«

Tatsächlich hatten wir bei unseren ethnografischen Beobachtungen in den verschiedenen Kunstgießereien immer aufs Neue den Eindruck, dass das Arbeitsklima, der kollegiale Umgang, die Formen der gepflegten Soziabilität – vom gemeinsamen Frühstück oder Mittagessen, bis hin zu Verabredungen für den Feierabend, gegenüber anderen Arbeitssphären, die wir bei früheren arbeitssoziologischen Studien beobachten konnten, von starken sozialen Bindungen geprägt ist.

Überhaupt kommt in unseren Interviews immer wieder zum Ausdruck, dass der Aspekt eines beachtlichen kollektiv geteilten Berufsstolzes sich nicht nur aus den subjektiven Selbstverhältnissen und Rollenverständnissen der Befragten schöpft, sondern eine Form von Corporate Identity repräsentiert. Ein Mitarbeiter drückt das so aus:

»Absolut, ja, das ist, dafür sind wir da, die Grenzen, Grenzen immer wieder neu auszuloten. Ja. Und dafür haben wir hier einen großen Pool an Wissen, an Arbeitern mit den unterschiedlichsten Wissenshorizonten und handwerklichen Begabungen, und wir haben hier die Möglichkeit, wirklich aus so einem großen Pool zu schöpfen und die unterschiedlichsten Dinge zu einem Werk zusammenzuführen. Und das ist denke ich auch das, was diesen Ort so besonders macht, diese, diese Diversität, die wir hier haben. Dass wir nicht nur Metallguss ma-

chen, dass wir nicht nur das machen, dass wir ... schon auch ein großes Wissen in unterschiedlichsten Bereichen hier versammeln.«

Last but not least sei hier auch noch auf die besondere Aura der kunsthandwerklichen Tätigkeit im Allgemeinen und des Kunstgießens im Besonderen hingewiesen. So erzählt uns eine Befragte von einer Art Initiationserfahrung bzw. einem »Erweckungserlebnis« hinsichtlich ihrer Begeisterung für die Arbeit in der Kunstmanufaktur:

»Es hat nicht einen Moment gegeben, wo ich dachte: Jetzt ist es passiert. Ich bin, glaube ich, effektiv noch nie so ins kalte Wasser geworfen worden wie in dieser [ersten Probe-]Woche. Und das ist mir irgendwie eingefahren. Also, gut. Ich habe gemerkt: Da könnte ich ganz viele Sachen lernen oder erfahren, aber ich hatte keine Ahnung, was. Das war wie ein Gefühl und das Gießen natürlich. [...]. Also, dort geht mir heute noch das Herz auf. Das ist einfach so. Das ist irgend so etwas Urtümliches: ich weiß auch nicht (lacht) [...]. Metall schmelzen und irgendwo rein leeren? Das ist schon so alt, ja, und vielleicht, also, das Goldschmieden ist auch sehr ein altes Handwerk. Vielleicht gibt's dort irgendeine Verbindung. Die Leute, glaube ich, schon auch. Oder die Stimmung. [...] ich habe das auch erst im Nachhinein so klar beschreiben können. Jetzt also, so ein paar Wochen danach. Jetzt hat es mir den Ärmel reingenommen. Am Anfang fand ich schon: Ich komme hier rein, weil ich Geld verdienen kann. Ich merkte dann ziemlich bald: Nein, ich glaube, das ist nicht so. Aber ich wusste nicht, worauf ich mich einlasse. Das ist, ich glaube, das war mehr ein Gefühl. Ja. Und schon natürlich einfach auch die Faszination für so einen Betrieb, der etwas macht, das ich, wozu ich mir erstens noch nie Gedanken gemacht habe, dass es das geben könnte.«

